



M. M. WARBURG & CO

1798

BEOBACHTUNGEN ZUR ZEIT

No 2



M. M. WARBURG & CO
1798

Die Erbschaft der Achtundsechziger

von Dr. Konrad Adam

Die Erbschaft der Achtundsechziger

Die Vergangenheit, heißt es gleich zu Beginn in einem bekannten Buch, die Vergangenheit ist nicht vergessen, sie ist nicht einmal vergangen. Das läßt sich auch von jenem Kapitel der jüngsten deutschen Geschichte sagen, das neulich erst die Medien, den Bundestag und die politisch aufgeschlossene Öffentlichkeit beschäftigt hat. Durch ein paar Zufälle, einen Kriminalprozeß und ein tendenziöses Buch wurde die Erinnerung an eine Episode lebendig, die im kollektiven Bewußtsein zwar präsent, jedoch nur selten explizit ein Thema war. Daß sie dabei in den Parteienstreit geriet, war unvermeidlich, hat den Versuch, sich daran zu erinnern, wie es damals eigentlich gewesen war, was die Bewegung im Guten wie im Bösen zustandegebracht oder versäumt hat und wie das alles heute zu bewerten ist, aber nicht verhindert.

„DIE VERGANGENHEIT IST NICHT VERGESSEN,

Wer über die Hinterlassenschaft der 68er redet, muß mit einem Einwand rechnen, der immer wieder zu hören war: daß nämlich nur derjenige darüber etwas sagen könne, der damals auch dageigewesen sei. Wobei dageigewesen soviel bedeutet wie: aktiv dageigewesen, also mitgemacht, Vorlesungen gesprengt, Steine geworfen, Polizisten verprügelt oder sonstwie emanzipatorisch zugelangt hat. Das ist ein Argument, das vorzubringen bisher vor allem zwei Personengruppen vorbehalten war, den Mitläufern des Dritten Reiches und den Funktionären der SED. Mit ihrem bewußt eng gefaßten Anspruch auf Authentizität verteidigten diese Leute so etwas wie ihr Fronterlebnis: Um zu ermessen, was ein Krieg bedeutet, muß man schon selbst geschossen haben und beschossen worden sein. Der apologetische Zweck des Arguments liegt auf der Hand, läuft es doch auf ein Deutungsmonopol für diejenigen hinaus, die in der braunen, der roten, der grünen oder der schwarzen Bewegung aktiv ge-

wesen sind. Und genauso, in dieser Absicht, ist es ja auch von Antje Vollmer, der Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages, im Parlament vorgetragen worden, als sie das Urteil über die Spontiszene den Mitgliedern der Szene vorbehalten wollte: sich selbst also und ihren alten Freunden.

Es fällt nicht leicht, ein solches Argument ernst zu nehmen. Täte man es, dann müßte die historische Debatte mit dem Tode des letzten Zeitzeugen zu Ende gehen: gerade dann also, wenn sie doch eigentlich erst zu beginnen hätte. Dennoch darf man, soll man sogar den Hinweis auf den hohen Wert der Zeitgenossenschaft gelten lassen. Denn Zeitzeuge bin ja auch ich. Ich erinnere mich noch ganz gut an die wundervolle Stimmung, die an der Universität aufkam, als das Bündnis zwischen den Progressiven und den Leistungsverweigerern endlich zustande gekommen war. Das war die große Zeit der wissenschaftlichen Überzeugungs-

SIE IST NICHT EINMAL VERGANGEN“

täter, die ihre Qualifikation über die Mitgliedschaft im MSB Spartakus erworben hatten und dafür später mit einem Ruf nach Bremen, Kassel oder Oldenburg belohnt wurden. Und auch die anderen waren damals obenauf, die Meister der revolutionären Theorie nach Art meines Kommilitonen Andreas von Rauch, dessen Bruder Georg kurz zuvor bei einer Schießerei ums Leben gekommen war. Nach einem kontroversen, aber doch freundlich geführten Gespräch über die Notwendigkeit oder die Entbehrlichkeit von revolutionärer Gewalt wies mich Andreas darauf hin, daß es ihm persönlich zwar leid täte, daß ich mir aber klar darüber werden müßte, daß Leute wie ich die ersten wären, die nach dem Sieg der guten Sache an die Wand gestellt würden.

Die Fehlprognose des Genossen von Rauch ist dazu angetan, eine der vielen Legenden zu erschüttern, mit denen die 68er ihr Wirken rück-

schauend verklärt haben. Erst neulich hat Ralf Dahrendorf den Versuch gemacht, zwischen einer ersten, demokratiefreundlichen Phase der Revolte von 1968 und ihrem zweiten, gewaltbereiten Teil zu unterscheiden. Sehr überzeugend ist das nicht, denn die Bewegung hat von Anfang an mit der Gewalt gespielt, und von der Theorie zur Praxis war es damals ja nur ein Schritt, den zu tun mehr eine Sache der Logik als des Mutes schien. Wenn etwas charakteristisch war für die Bewegung, dann die Koketterie, mit der sie es genossen hat, den Gewaltbegriff zu entgrenzen. All die Begriffspaare, die damals umliefen und in jedem Teach-in endlos wiederholt wurden – die Unterscheidung von aktiver und passiver, von struktureller und manifester, von revolutionärer und konterrevolutionärer Gewalt – hatten ein klar erkennbares Ziel: zum Gewaltgebrauch einzuladen und regelrecht anzureizen. “Wenn wir Gewalt anwenden, beginnen wir keine neue Kette der Gewalt, sondern zerbrechen die etablierte” hatte Marcuse

„IN DER ENTSCHEIDENDEN, DER OPFERPER

doziert. Und alle sprachen ihm das nach. Wer sich auf diese Kasuistik einließ, übte definitionsgemäß niemals Gewalt aus, sondern immer nur Gegengewalt. Und die war allemal gerechtfertigt.

Deswegen ist es eine Verharmlosung, um nicht zu sagen: eine Fälschung, wenn Wolf Biermann behauptet, es sei in Frankfurt, Berlin und anderswo um Prügeleien gegangen, aber nicht um Mord und Totschlag, um Massen- oder Völkermord. Da ich kein Jurist bin, kann ich nicht sagen, ob es den Tatbestand der Beihilfe zu den genannten Verbrechen gibt und wie er gegebenenfalls zu bestrafen ist; wenn es ihn gibt, dann wäre ein Mann wie Tom Koenigs, ehemals Stadtrat in Frankfurt, inzwischen Polizeibeauftragter im Kosovo, vor Gericht zu stellen. Seinem großmütigen Entschluß, auf sein Erbteil, immerhin zwei Millionen Mark, zu verzichten, hat er ja den weit weniger respektablen Entschluß hinterher-

geschickt, das Geld dem Vietcong zu übergeben; und daß der keinen Reis, sondern Waffen kaufen würde, wußte jedes Kind. Wenn Koenigs und seine Freunde auf ihre Motive verweisen, die ehrenwert gewesen sind, sollten sie die mörderischen Folgen, die sich daraus ergeben haben, aber doch nicht vergessen. In der entscheidenden, der Opferperspektive, spielen Motive keine große Rolle. Aus ihr betrachtet steht Tom Koenigs nicht viel besser da als jeder ordinäre Waffenhändler. Die Opfer nämlich interessiert es nicht, ob sie aus Geldgier, Dogmatismus oder sonstwas umgebracht werden.

Wolf Biermanns Grenze, die exakte Trennlinie zwischen Prügelei und Mord und Totschlag, hat es in Wahrheit nicht gegeben, weil es sie nach dem Willen der 68er nicht geben durfte. Das Fanal, das die Bewegung in Gang setzen sollte, der Frankfurter Kaufhausbrand, fand nicht erst in den

“SPEKTIVE, SPIELEN MOTIVE KEINE GROSSE ROLLE“

Siebzigern, sondern im April des Jahres 1968 statt, in jener Phase also, die nach Dahrendorfs eigenwilliger Periodisierung noch ganz im Zeichen eines demokratischen Aufbruchs stand. Man muß die besseren Motive nicht leugnen, um in der Neigung zur Gewaltsamkeit das entscheidende Merkmal zu erkennen, das die deutsche Variante des Aufstandes von ihrem amerikanischen Vorbild trennt. Dort nämlich hat sich die Bewegung in jener Tradition gehalten, die von Gandhi so eindrucksvoll begründet und von Martin Luther King ebenso eindrucksvoll fortgeführt worden ist. Die deutschen 68er haben einen anderen, riskanteren Weg eingeschlagen; daß sie ihn, in ihrer übergroßen Mehrheit zumindest, nicht zu Ende gegangen sind, sondern den Marsch durch die Institutionen vorzogen, ist ein Glück gewesen für sie selbst und für den Staat. Anlaß zum Stolz auf das Erreichte und jenen Zivilisationsschub, den sie der deutschen Gesellschaft abgetrotzt haben wollen, ist es aber nicht; dafür war schon die Zahl

der Opfer, an die Hundert, viel zu groß. Die Tradition des zivilen Ungehorsams und des gewaltfreien Widerstands ist nicht von den westdeutschen Studenten, sondern von den Bürgerrechtlern in der DDR in Deutschland heimisch gemacht worden. Die 89er haben mehr auf sich genommen und deshalb auch, gerechterweise, mehr erreicht als die 68er.

Daß die Revolte nötig war, wird von den Anhängern der Sache mit Hinweis auf die damalige Machtverteilung begründet. Einer übermächtigen Staatsgewalt habe eine Minderheit gegenübergestanden, der gar nichts anderes übriggeblieben sei, als sich auf ihre Art zu widersetzen. Der Minoritätenstatus der 68er muß für alles mögliche herhalten, wird also nicht nur für die Behauptung in Anspruch genommen, intellektuell weiter gewesen zu sein als die *misera plebs*, sondern dient auch zur Verteidigung der damals üblichen Kampfformen, die von Nötigung über Hausfriedensbruch bis hin zur Körperverletzung reichten. Auch das ist eine durchsichtige Legende. Wer Mehrheit ist und wer Minderheit, entscheidet sich im Alltag doch nicht auf der Ebene von Staaten, Bundesländern oder Wahlkreisen, sondern weit darunter, in kleineren Einheiten wie etwa Straßenzügen und Betrieben, da also, wo das Leben spielt. Für das revolutionäre Subjekt von damals war das die Universität; und wer da die Mehrheit stellte, war doch klar. 53 Prozent der Studenten, hat ein empirischer Sozialforscher ausgerechnet, hätten sich seinerzeit angesprochen gefühlt und so oder so mitgemacht. Wer anderer Meinung als die neuen Herren war, tat gut daran, den Mund zu halten und sich zu verstecken. So wie die rechte Szene von heute ihre national befreiten Zonen kennt, kannte und nutzte die linke damals die Universität als einen rechtsfreien Raum, in dem das Strafgesetzbuch und die als F.d.G.O. ridikülisierte Verfassung nichts zu suchen hatten. Nach ein paar halbherzigen Versuchen in den ersten Monaten des Aufruhrs hat es kein Universitätspräsident mehr gewagt, bei Rechtsverstößen, wie sie damals stündlich vorkamen, die Polizei zu rufen; es wäre ihm auch schlecht bekommen. Die aufsässigen

Studenten wußten, daß sie den Zeitgeist im Rücken hatten, und haben sich bei ihren Aktionen danach gerichtet. Da ihnen keiner entgegentrat und die Kultusminister beschlossen hatten, die Universität als Spielwiese für drittel- oder viertelparitätische Experimente anzusehen, war das nur folgerichtig. Ein Grund, sich nachträglich zur Minderheit zu stilisieren und die Sonderrechte einer verfolgten und verletzten Minorität zu beanspruchen, ist das aber nicht.

Ob man die Vorkommnisse von damals als Befreiung oder als Bedrohung, als Niederlage oder als Gewinn verbuchen will, hängt davon ab, wo man stand und welcher Seite man sich heute noch verbunden fühlt. Es ist biographisch bedingt, erscheint als eine höchst persönliche Erfolgs- oder Mißerfolgsgeschichte, je nach dem. Damit haben sich die 68er selbst allerdings nie zufrieden gegeben; an ihrem Anspruch, die Verhältnisse zum Tanzen gebracht, das Land durchlüftet, die Bundesrepublik in einem freien und zivilen Geiste neu begründet zu haben, halten sie bis heute fest. Dieser Anspruch ist freilich schon damals bestritten worden, und das beileibe nicht nur auf der Gegenseite, sondern auch von Leuten, die sich den Zielen der Bewegung verbunden fühlten. Einer von ihnen war Sebastian Haffner, der die Studenten, die sich selbst wie Vorboten einer besseren Zeit fühlten, als zutiefst bürgerliche Revolutionäre beschrieben hat. Was sie bewirkt hätten, schrieb er damals, beschränkte sich auf ihr persönliches Umfeld, auf die Kommunen und die Großfamilien, auf Kinderläden und die freien Ehen; “wenn man fragt, wo es heute revolutionäre Institutionen gibt, dann heißt die Antwort: Schulen und Hochschulen”. Das alles habe mit Sozialismus nichts zu tun, sondern sei eine Fortsetzung des bürgerlichen Aufbegehrens. “Es ist die bürgerliche, also die individualistisch-emanzipatorische Revolution, die mit diesen Taten gerade jetzt auf neue Gebiete übergreift: von Kirche und Staat auf Sitte und Familie”.

Wenn der kollektive Rausch – “Kommt massenhaft!” hieß damals eine

gängige Parole – vorbei war, wurde als Kern der Bewegung ein ziemlich hemmungsloser Individualismus sichtbar. Fast alle, die sich damals einen Namen machten, neigten dazu, die Welt als Bühne für den eigenen Auftritt anzusehen und alle Umstände als Requisiten. Tatsächlich war und ist der vorherrschende Charakterzug der 68er gerade nicht der Kollektivismus, sondern der Narzißmus, die grenzenlose Verliebtheit in die eigene Person. Weil Joschka Fischer das bis heute so schön vorführt, wird er zu recht als Exponent der Bewegung angesehen. Der Erfolg war und ist zunächst einmal persönlich.

Geht man über den engeren Bereich des Biographischen hinaus, kommt man zu einem anderen, ungünstigeren Ergebnis. Mit ihrer Begeisterung für eine Ideologie, die heute kaum noch Anhänger hat, haben die 68er nichts erreicht, aber viel zerstört. Gerade wenn man ihre Forderung nach Parteilichkeit, nach einer parteilichen Wissenschaft und einer parteilichen Justiz, überhaupt nach Parteinahme und Parteigängerei für alles und jedes, ernst nehmen will, ist es nicht leicht, Errungenschaften auszumachen. Haffner hat recht, wenn er Schulen und Hochschulen als die Mustergüter der Bewegung ansieht; und gerade hier ist die Hinterlassenschaft ein einziges Desaster. Nachdem die Klagen über die Zustände, wie sie im Bildungswesen eingerissen sind, inzwischen auch die SPD erreicht haben, braucht man den Niedergang der ehemals bewunderten deutschen Universitäten nicht mehr im einzelnen zu schildern. Begonnen hatte er schon früh, in den dreißiger Jahren, als Hitler die jüdische Intelligenz außer Landes trieb; nach Krieg und Niederlage ist dann viel zuviel im alten Geiste übernommen und restituiert worden. Als es 1969 unruhig wurde, war der Reformbedarf ganz unbestritten; nur daß er mit dem dogmatisch inspirierten Unfug, der damals in Mode kam, eben nicht gestillt, sondern erst dringlich geworden ist. Die großen und die kleinen Narren, deren Phantasie sich damals in Hochschulgesetzen und Bildungsgesamtplänen austoben durfte, haben ganze Arbeit geleistet. Jahrgangs-

weise haben sie damals den öffentlichen Dienst erobert und die Generationen nach ihnen um ihre Chance gebracht. Daß die natürliche Fluktuation und die kontinuierliche Erneuerung, Voraussetzungen für jede vernünftige Personalpolitik, damals unterbrochen worden sind, dürfte eine der dauerhaftesten, aber auch unerfreulichsten Folgen sein, die von den 68ern zu verantworten sind.

W eil es um Neugründung und Emanzipation, um Liberalität und Zivilität gegangen sein soll, wäre nun aber doch zu fragen, wie der liberale und zivile Mensch denn aussieht, den hervorgebracht zu haben sich die Bewegung rühmt. Kann ein Massenaufmarsch von mehr als siebentausend Menschen, wie er sich neulich in einer westdeutschen Großstadt zum Protest gegen 250 Leute aus der rechten Ecke zusammengefunden hatte, tatsächlich Anspruch machen auf Zivilcourage? Sind das nicht Eigenschaften, die man nur individuell beweisen kann, vielleicht in kleinen Gruppen, aber niemals massenhaft, um hier das Lieblingswort der 68er zu verwenden? Ist die geheime Sprach- und Denkpolizei, die uns dazu anhält, politisch korrekt von ausländischen Mitbürgern zu reden, auch wenn diese Leute gar keine Bürger sind und das auch niemals werden wollen, ein Zeichen für mehr Toleranz? Hat es den öffentlichen Dienst bereichert, daß wir gehalten sind, Kriege als humanitäre Interventionen zu bezeichnen? Was haben wir gewonnen, seitdem wir Auschwitz zwar mit Srebrenica oder Vukovar nicht bloß vergleichen dürfen, sondern vergleichen müssen, mit dem Archipel Gulag aber nicht mehr?

Mit solchen Fragen kommt man nicht mehr an, zumindest nicht mehr weiter. Wo alles aufs Biographische hinaus will, wird die Absicht, vom Persönlichen abzusehen, kaum noch verstanden. Wenn Gerhard Schröder seinen Außenminister mit der Bemerkung verteidigt, die gebrochene Biographie sei nicht nur interessanter, sondern auch vorbildlicher als das gradlinig und konsequent geführte Leben, dann legt er einen Maßstab an, der

das Wesentliche ausblendet oder übersieht. Ob man ein Leben als gut oder schlecht betrachten will, als vorbildlich oder nicht, entscheidet sich doch nach ganz anderen Kategorien als Attributen wie “folgerichtig” oder “gebrochen”. Es sei denn, man wolle eine Biographie wie die von Arnold Bronnen, der gleich zweimal das Lager wechselte und seine Freunde zweimal verriet, über die von Julius Leber stellen, der für seine Überzeugung in den Tod gegangen ist.

Daß es so schwer ist, Fragen dieser Art auch nur zu stellen, ist eine der fatalsten Folgen der Bewegung. Wo alles möglich ist, wird nichts mehr ernst genommen. Die spielerische Einstellung zu allem und jedem, die eigene Karriere vielleicht ausgenommen, erscheint denn auch als das eigentliche Vermächtnis der 68er. Wie herrlich kann man sich selbst anbeten, schreibt Heinrich Blücher in seinem Brief an Hannah Arendt, wenn

„WO ALLES MÖGLICH IST, WIRD

man an nichts mehr glaubt. Insoweit sind die 68er Nihilisten, auf die Begriffe wie Verräter, Konvertit und Renegat, Bekehrung, Einsicht oder Reue, wie sie die Diskussion um Joschka Fischers militante Vergangenheit bestimmten, nicht mehr passen. Sie taugen nur noch in polemischer Absicht oder zur Verteidigung, zu sonst nichts. Karl-Heinz Bohrer, der sich selbst der Bewegung zurechnet, hat darauf hingewiesen, daß alle diese Begriffe ein klar funktionierendes, oppositionelles Wertesystem voraussetzen; was es nach 68 aber nicht mehr gibt. Die Hierarchien sind abgetragen, die Ordnungen zerstört, und das bekommen alle zu spüren, die Anhänger linker wie rechter, konventioneller wie progressiver, mehrheitlicher und minoritärer Positionen. Die Vorzugsbeschäftigung der 68er, der Tabubruch, wirkt nach, denn Tabus lassen sich schnell kippen, aber nur langsam und schwer wieder aufrichten, wenn überhaupt denn je. Wer heute etwas ernst nimmt, sieht sich im Handumdrehen zum

Fundamentalisten abgestempelt, ziemlich unabhängig davon, wie das Fundament aussieht, zu dem er sich bekennt; schließlich gibt es ja auch einen Fundamentalismus der Menschenrechte. Er hilft nur nicht in einer Zeit, der die feste Überzeugung, die für gewisse Dinge kategorisch eintritt und andere genauso kategorisch ausschließt, per se verdächtig ist oder lächerlich vorkommt.

Auch dafür gibt das beste Muster Joschka Fischer ab. Er war ja nicht mehr Straßenkämpfer, sondern Mitglied des Deutschen Bundestages, als er es mit den deutschen Golfkriegsgegnern hielt und deren Slogan "Kein Blut für Öl!" unterstützte. Als Außenminister kann und will er von dieser Parole nichts mehr wissen; jetzt steht er fest an der Seite der Amerikaner, so fest, daß er für die Nachfrage, was denn ein Bündnis wert sein mag, bei dem die einen ihre Bomben werfen, ohne die anderen auch nur zu kon-

NICHTS MEHR ERNST GENOMMEN“

sultieren, keine Zeit mehr findet. Er ist in der Mitte angekommen, der Neuen Mitte, von der aus gesehen es keine Gegensätze mehr gibt, für die der Einsatz lohnt. Man hat seine zahlreichen Häutungen mit der Bemerkung verteidigt, wohin einer gehe sei wichtiger zu wissen als woher er kommt; wobei dann aber die entscheidende Frage, wo er denn steht und ob er überhaupt für irgend etwas steht, gar nicht mehr in Blick gerät.

An Themen und an Inhalten, die sich mit der Bewegung verbinden lassen, bleibt letztlich nur der Anspruch übrig, mit dem Verdrängen und Beschweigen der spezifisch deutschen Vergangenheit Schluß gemacht zu haben. Auch damit ist es aber nicht weit her. Ich, Jahrgang 1942, hatte einen Geschichtslehrer, der um das Dritte Reich mit der Begründung, er wolle sich von uns, seinen Schülern, doch nicht zum zweitenmal entnazifizieren lassen, einen großen Bogen machte: wenn man so will, ein klassi-

scher Verleugner und Verdränger. Nur daß wir, meine Freunde und ich, bei diesem Spiel natürlich nicht mitgemacht haben. Wir gingen damals in die nächste Buchhandlung und kauften alle Bücher, über die unser Lehrer mit uns nicht sprechen wollte. Damals, 1957, habe ich den Gerstein-Bericht gelesen, habe ich zum erstenmal die grauenhaften Fotos im “Gelben Stern” und den Film “Nacht und Nebel” gesehen; und habe danach ein paar Wochen lang schlecht geschlafen. Wer wollte, konnte wissen. Man brauchte dazu nicht viel Mut, bloß Unabhängigkeit und etwas Skepsis.

Um mich nun aber meinerseits nicht aufs Persönliche zurückzuziehen: was wir konnten, das konnte jeder, vorausgesetzt, er wollte. Eugen Kogons “SS-Staat” ist unmittelbar nach Kriegsende erschienen und tausendfach wiederaufgelegt worden; Brachers Buch über das Ende der Weimarer Republik kam in den fünfziger Jahren, Joachim Fests “Gesicht des Dritten Reiches” 1963 heraus; das mit Abstand am weitesten verbreitete, in allen Schulen nachgerade unentbehrliche Quellenwerk, Walter Hofers bekannte Dokumentensammlung, war 1957 zum erstenmal auf dem Markt und hatte bis 1962 eine Auflage von 250 000 Stück erreicht. Das Werkzeug, mit dem sich die Vergangenheit bearbeiten ließ, lag also vor, so daß es keine Sensibilität, sondern bloß Trägheit und Indolenz verriet, wenn man es nicht genutzt hat. Tatsächlich war das, was man mit einem schiefen Ausdruck die Bewältigung des Dritten Reiches nennt, bei Ausbruch der Revolte längst in Gang gekommen. Wahrscheinlich gibt es überhaupt nur einen, allerdings maßgeblichen Berufsstand, der sich zu so etwas wie einer Aufarbeitung nie bereit gefunden hat, das deutsche Justizwesen. Aber haben die 68er daran noch viel verändert? Haben sie überhaupt irgend etwas Bleibendes zu diesem in der Tat entscheidenden Kapitel beigetragen, abgesehen von der selbstgerechten Attitüde, mit der sie ihre Eltern vor den Richtstuhl der Geschichte schleppten?

Betrachtet man die Dinge im Zusammenhang, ging es damals viel weniger um die Vergangenheit als um die Gegenwart. Ziel des kritischen Hinterfragens waren nicht die ominösen zwölf Jahre, sondern die Bundesrepublik Deutschland, die mit Hilfe von allerlei Theorien, die ernst zu nehmen heute schwer fällt, als Nachfolgerin des Dritten Reiches definiert und dementsprechend attackiert wurde. Horkheimers Diktum, daß vom Faschismus schweigen solle, wer vom Kapitalismus nicht reden wolle, ist ja vor allem deshalb bis zum Überdruß wiederholt worden, weil es diesen Zusammenhang insinuierte. Es war das System, das Grundgesetz, der Rechts- und Verfassungsstaat, der als post- oder präfaschistisch entlarvt und so als legitimes Ziel für alle möglichen Attacken freigegeben wurde. Auch deshalb durfte die Vergangenheit um keinen Preis vergehen.

Dieser Art, sich mit der Vergangenheit auseinanderzusetzen, sind die Protagonisten der Bewegung treu geblieben. Was es so schwer macht, sich mit den 68ern und ihrer Entourage abzufinden, ist ja nicht ihre Vergangenheit; die war in allen wesentlichen Einzelheiten bekannt. Wer sich überrascht gab oder empört, als er die Bilder vom jugendlich prügelnden Außenminister zu Gesicht bekam, hat entweder geheuchelt oder geschlafen. Was immer wieder unangenehm berührt, ist nicht diese Geschichte, sondern die rein instrumentelle, aufs Hier und Heute verkürzte Art, in der man mit ihr umgeht. Preisgegeben wird immer nur so viel, wie gerade unumgänglich scheint, und danach wird dann schöneredet. Der eine erhebt das Jahr 1968 zum annus mirabilis der Bewegung, der andere fällt vor sich selbst auf die Knie und gelobt, die Ikone von 68 von niemandem antasten zu lassen. Das geht so lange, bis aus dem Recht auf Irrtum, das von niemandem bestritten wird, eine Art Pflicht zum Irrtum geworden ist, weil Irrtümer interessant machen. Niemand hat das Evangelium, nach dem über einen einzigen reumütigen Sünder mehr Jubel ist denn über 99 Gerechte, erfolgreicher profanisiert als die 68er. Nur daß von Reue dabei keine Rede mehr war. Sie ist ersetzt worden durch die Überzeugung, daß

es die anderen sind, die etwas zu bereuen haben, und die Erfahrung, daß sich der Irrtum auszahlen kann.

In seiner Hitler-Biographie erzählt Joachim Fest von einem gewissen Lüdecke, der kurz nach dem Tage der Machtergreifung in einem der Berliner Ämter unterwegs war. Dabei traf er auf einen alten Bekannten, Parteimitglied seit vielen Jahren. Der war jetzt arriviert, saß hinter einem gewaltigen Schreibtisch und gebot über ein großes Dienstzimmer. Schon von weitem habe er ihm entgegengerufen: "Hallo, Lüdecke! Fabelhaft, ich regiere!" Viel mehr ist es auch diesmal nicht gewesen. Die 68er regieren, dozieren, redigieren, haben ihre Stellung und ihr Auskommen gefunden. Das ist ein Zeichen für die Absorbationsfähigkeit einer gefestigten Demokratie und insoweit erfreulich. Mehr ist es aber nicht.